

Werk

Titel: Land, Leute, Reisen in der Republik Haïti

Autor: Lütgens, Rudolf

Ort: Berlin

Jahr: 1914

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1914 | LOG_0243

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Hügel auftreten, die zum größten Teil aus Bergsturzmaterial bestehen“. Das Bergsturzmaterial ist von Moräne des Rheingletschers bedeckt; letzterer ist nach dem Eintreten der Bergstürze noch bis Chur vorgerückt. H. Schardt hat die Schuttmassen eines prähistorischen Bergsturzes im Tessintal untersucht¹⁾ und die Moräne von Monthey beschrieben²⁾.

L. Horwitz hat einen sehr wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Schwemmkegel des Rhonetales (Wallis) geliefert³⁾. E. Chaix und P. Arbenz haben Karrenbildungen untersucht und geschildert: ersterer diejenigen der Silbernalp im Kanton Schwyz⁴⁾, letzterer die Karrenfelder bei der Frutt im Kanton Unterwalden⁵⁾.

Land, Leute, Reisen in der Republik Haïti.

Gekürzte Wiedergabe des Vortrages von Dr. **Rudolf Lütgens**-Hamburg in der Allgemeinen Sitzung unserer Gesellschaft am 4. April 1914.

Die Republik Haïti ist weiteren Kreisen wohl nur als das Land der freien Neger — das amerikanische Gegenstück zum afrikanischen Liberia — und das Land der ewigen Revolutionen bekannt. Aber auch für die geographische Fachwissenschaft ist Haïti eine Art Stiefkind. Es sei erwähnt, um nur ein Beispiel zu geben, daß die vorhandenen Karten des Landes vielfach selbst billigen Ansprüchen absolut nicht genügen, und es auch nicht können, weil sie in den Grundzügen nur Wiedergaben der Karten aus der Zeit vor über 100 Jahren, als die Franzosen noch Herren des Landes waren, sind. Selbst die gewissenhafte Benutzung der Seekarten würde an manchen Stellen dem Kapitän verhängnisvoll werden. Es muß aber Haïti gerade uns Deutsche interessieren. Der größte Teil des Außenhandels geht unmittelbar oder mittelbar durch deutsche Hände, und in der Schifffahrt von und nach Haïti steht die deutsche Flagge nicht allein nach der Güte, sondern auch nach der Zahl der Schiffe an weitaus erster Stelle.

¹⁾ L'éboulement préhistorique de Chironico (Tessin) Boll. Soc. tic. Sc. nat. Bellinzona 1910.

²⁾ Die Pierre des Marmettes und die große Blockmoräne bei Monthey (Kanton Wallis). Vergl. Schw. Nat. Ges. Glarus 1908.

³⁾ Contribution à l'étude des cônes de déjections dans la Vallée du Rhône, Bull. Soc. Vaud. Sc. nat. Vol. XLVII. Lausanne 1911. p. 215—330.

⁴⁾ Contribution à l'étude der Lapiés: Le Silbern (Cant. de Schwytz), Le Globe, T. XLIV. Genève 1905.

⁵⁾ Die Karrenbildungen, geschildert am Beispiele der Karrenfelder bei der Frutt im Kanton Obwalden (Schweiz). Deutsch. Alpenzeit. München 1909.

Mein im Auftrage der Geographischen Gesellschaft Hamburg im Oktober bis Februar 1912/13 stattgefunder Aufenthalt in der Republik bezweckte einerseits die Vornahme kartographischer und geologischer Aufnahmen der wissenschaftlich unbekannt Gebiete, andererseits das Studium der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse. Es sei zunächst an der Hand einiger Reisen über den ersten Teil der Aufgabe berichtet.

Die Insel Haïti ist das Mittelstück der alten Antillenkordilleren, die nach Eduard Sueß sich bogenförmig von Mittelamerika über Westindien ostwärts zogen. Von den drei Zonen, aus denen dieses alte, später zerstückelte und zum Teil versunkene Gebirge besteht, finden wir in Haïti im wesentlichen die älteste, mittlere entwickelt. An sie lagert sich an der Außenseite des Bogens eine Zone aus jungen Kalken, oft jüngsten Korallenkalken. Dagegen ist die vulkanische Innenzone des Gebirgsbogens nur im Osten in den kleinen Antillen erhalten. Auf den großen Antillen sollte sie nach der ursprünglichen Meinung von Sueß überhaupt nicht vorhanden sein und jungvulkanische Massen ganz fehlen. Da gelang es zuerst Ludwig¹⁾ in Domingo einige Basalte und Andesite zu finden. Tippenhauer²⁾ setzte sich dann die geologische Erforschung des fast völlig unbekannt Baues der Republik Haïti als Ziel und fand auch große jungvulkanische Massen, u. a. auf der mittleren Südwesthalbinsel, in der Kette nördlich von Port au Prince, sowie bei Terre Neuve dort, wo die Nordwesthalbinsel ansetzt.

Die größte Überraschung aber sollte eine im Dezember von uns gemeinsam unternommene Reise durch die Nordwesthalbinsel ergeben. Wir hatten diese nach Südkuba weisende Halbinsel gewählt, weil Tippenhauer nach einer Sichtung vom Meere aus hier vulkanische Massen vermutete und weil weiter dieses Gebiet der entlegenste und unbekannteste Teil der Republik ist.

Der Ausgangspunkt der Reise war Gonaïves, ein dem europäischen Handel geöffneter Hafen von etwa 15 000 Einwohnern, darunter zehn Deutschen. Er hat lebhaften Handel und Verkehr, besonders durch Kaffee- und Holzausfuhr. Die Verbindung mit der Außenwelt ist sehr gut, wie denn Haïti überhaupt nicht so weltfern daliegt. Die jetzt in deutschen Händen befindliche Atlaslinie erreicht allwöchentlich die nördlichen Häfen von New York aus in fünf bis sechs Tagen, und eine direkte Europalinie läuft, um nur die deutschen Linien aufzuzählen, über St. Thomas allmonatlich Haïti an.

Zunächst ging es in das Bergland von Terre Neuve nördlich und nordwestlich von Gonaïves, ein Waldgebirge von 700—800 m mittlerer Höhe

¹⁾ W. Sievers, Richard Ludwigs Reisen auf Santo Domingo 1888/1889. Ztschr. G. f. Erdk. Berlin 1898.

²⁾ Pet. Mitt. 1899, 1901 u. 1909.

mit höchsten Kuppen von 1100—1200 m. Die von alten französischen Quellen überlieferte Kenntnis von Erzvorkommnissen war verloren gegangen und erst in allerjüngster Zeit hat man sich wieder an die Auffindung und Untersuchung der Lager gemacht. Die Eisen- und Kupfererze finden sich auf einer südöst- nordwestlichen Linie, die vom Bassintal in das eigentliche Terre Neuvelal hinüberstreicht. Die Eisenerze sind hochwertig und ähneln ganz denen Südkubas — eine bemerkenswerte Tatsache. Ganze Felsrippen und Wände bestehen aus Magneteisenerz. Vorläufig unterbleibt jedoch die Eisenausbeute ganz, da der Abbau und der Transport nach Gonaïves auf den sogenannten „Wegen“ keinen Verdienst läßt. Dagegen versucht die Konzessionsgesellschaft, an der deutsche Häuser in Port au Prince stark beteiligt sind, die aber jetzt der Kapitalisierung bedarf, zunächst das gleichfalls vorkommende wertvollere Kupfer zu gewinnen. Die Hauptgänge, in die kurze Stollen getrieben sind, enthalten durchschnittlich 7—8—10 % aber auch bis 20 % Kupfer, so daß die Verwertung zweifellos, wie überall in solchen Gebieten, nur eine Arbeiter-, Verkehrs- und Wechselkursfrage ist.

Über eine rund 1000 m hohe, flache Einsenkung zogen Tippenhauer und ich nach längerem Aufenthalt im Minengebiet nach Terre Neuve, einem armseligen Bergnest im Tale des nordwestlich fließenden Columbierrusses. Die Bewohner zeichneten sich durch besondere Häßlichkeit aus und waren sehr unzugänglich. Nichts konnte man über Route, nächste Ortschaften, Wasser, Futter aus ihnen herausholen. Nur ein seit einem Menschenalter hier hausender französischer Prieser aus der Normandie konnte uns etwas helfen. Überhaupt ist das Reisen in Haïti äußerst mühselig und umständlich, oft kaum möglich, aber entgegen manchen dort spielenden Schauergeschichten bis auf das Hochgebirge ganz ungefährlich. Der Weiße ist zwar häufig nicht gern gesehen, kann sich aber doch unbesorgt in jeder Hütte zum Schlafen niederlegen, wenn man die Leute nur richtig behandelt und — die nötigen Tabak- und Rumvorräte mitführt. Auch der aus Afrika überkommene Schlangendienst, der berüchtigte Voudouxkult, wird meist zu scharf beurteilt. Er ist ein Tanzkult mit alkoholischen und gelegentlich wohl auch sexuellen Exzessen und war zur Zeit der Kolonie ein geheimes nächtliches Austoben der Sklaven. Wenn Menschentötung dabei vorkommt, so sind es zweifellos Lustmorde und diese prozentual nicht häufiger als bei uns.

Am Columbierrfluß ritten wir am nächsten Tage abwärts. Das Tal wird bald dichter besiedelt. Nach einigen Stunden bog der Fluß südwärts zum Meere ab, während wir der bisherigen Richtung folgten und damit nachmittags die heißen Quellen von Boynes erreichten. Zwei Hütten, in denen wir mit Mühe Unterstand und Futter fanden, war alles. Und dabei ist hier zur Zeit der Kolonie von 1700—1800 ein blühendes, nicht nur

in Haïti berühmtes Bad gewesen. Kümmerliche Reste der gemauerten Badeanlagen sind nach einigem Suchen noch zu entdecken. Es sind sieben Schwefelquellen von 48—52° C vorhanden, die gelegentlich die Eingeborenen jetzt benutzen.

Die Quellen lagen noch 75 m hoch. Davor dehnte sich aber ein flache Senke aus, staubgrau schimmernd und nur mit wenigen dunklen Flecken. Zur Rechten und in der Ferne ragten die Berge auf. Es war eine völlig andere Landschaft, die uns nunmehr aufnahm. Das Gebiet liegt durch die nördlichen Bergzüge gegen den Nordostpassat gedeckt ganz im Regenschatten, und so herrscht hier die Wüstensteppe mit Dornakazien und Kakteen und nur ganz seltenen Wasserlöchern. Auf einer Geröllanschwellung in etwa der Mitte der ehemaligen nunmehr aufgefüllten Meeresbucht vegetieren ein paar Leute, und hier konnten wir wenigstens wieder die Nacht verbringen und für uns etwas Wasser erhalten. Unserer Tiere wegen mußten wir dannaber am nächsten Tage südwestlich zum Meere nach dem öden Anse Rouge. Weiter zogen wir, immer durch völlige Trockengebiete nach Baie de Henne, wo wenigstens Kokospalmen das Auge erfreuten, und wo der Sitz eines Generalkommandos war, so daß uns weiter geholfen werden mußte.

Schon jetzt hatte sich ergeben, daß die bisherige Kartendarstellung falsch war. Ganz abgesehen von der großen Ebene westlich der heißen Quellen, die auf den Karten ganz fehlt, durchzieht auch kein einheitliches Gebirge die ganze Halbinsel in ostwestlicher Richtung. Es sind vielmehr eine Anzahl kürzerer Ketten, die unter sich parallel und scharf gegeneinander abgesetzt von Südost nach Nordwest streichen, also bezeichnenderweise dem allgemeinen Gebirgsstreichen Haïtis folgen. Zwischen zwei derselben schiebt sich die erwähnte Ebene wieder in der allgemeinen Gebirgsrichtung vom Meere aus tief hinein. Im Westen haben wir statt einer letzten Kette eine Hochebene, die von Bombardopolis, die rund 500 m Höhe besitzt und nach den drei Außenseiten steil abbricht. Auf den bisherigen Karten ist davon auch keine Andeutung enthalten.

Wir erreichten Bombardopolis in einem mühseligen eintägigen Anstieg über die Hundeberge genannten Abstürze von Baie de Henne aus. Statt der bisherigen wüstenhaften Gebiete fanden wir hier überraschenderweise fruchtbares Land mit üppiger Vegetation und besonders reichen Mahagonihainen. Dabei sind die direkten Niederschläge in Form von Regen gering und Quellen selten. Nachts ist aber die Abkühlung beträchtlich, so daß die sehr starke Taubildung den Regen ersetzen kann. Die Bevölkerung, die uns gut aufnahm, war verhältnismäßig dicht. Die Zahl von 10 000, die der General angab, ist aber wohl zweifellos zu hoch. Wir konnten für einige Tage dort unser Standquartier aufschlagen. In Bombardopolis hatte übrigens im 18. Jahrhundert eine deutsch-schweizerische Kolonie bestanden,

deren Angehörige in den Freiheitskriegen als Nichtfranzosen nicht ermordet oder vertrieben worden waren. Ihnen wurde sogar der Titel „Nèger“ verliehen. Zuwanderung blieb aber ganz aus, und so deuteten jetzt einige blauäugige oder hakennasige Neger mit Namen wie Frey, Hann, Raunegg die letzten Spuren an.

Von Bombardopolis drangen wir abermals südwestlich zum Meere durch. Der zunächst schwachsteigende Pfad führte wie am Tage vorher über ganz junge flachliegende Korallenkalke, bis plötzlich der Abbruch zum Meere kam. 600 m tiefer lag es da von einer halbkreisförmigen Ebene, aus der schwarze runde Hügel sich scharf abhoben, begrenzt. Die Steilheit der Hänge war so groß, daß selbst die klettergewohnten Bergpferde nur mit Gewalt hinabzubringen waren. Schon in 400 m Höhe trafen wir beim Abstieg geschichtete Aschen, die mit den in Haïti häufig vorkommenden dünnplattigen Mergelkalken pliozänen Alters wechsellagerten. Auch Basaltlaven stellten sich ein. Es war der Innenabbruch eines Kraters, in den wir hinabstiegen. Lockere Schwemmassen, meist Aschen, bildeten den Boden, den Basaltkuppen überragten. Die Vegetation bestand lediglich aus Dornestrüpp, und die kleine Quelle, die sich am Fuß des Hanges fand, war bald wieder versiegt. Die paar Leute, die hier wohnten, fanden ihren kümmerlichen Unterhalt durch Fischfang.

Das Ergebnis ist somit, daß hier auf Haïti, fern der Sueßschen vulkanischen Innenzonen ein großer Vulkan — der halbe erhaltene Krater hat rund 3 km Durchmesser — gegen Ende des Tertiär bis vermutlich in den Beginn des Quartär tätig gewesen ist. Die letzten Ausbrüche waren unterseeisch. Dann siedelten sich Korallen darauf an. Die bis zum Augenblick dauernden Hebungen, die wir im Ausmaße von mehreren hundert Metern überall in Haïti beobachteten, haben schließlich die eine Hälfte gehoben — 600 m hoch —, die andere liegt in der Tiefe. Zur Erklärung kann nur angedeutet werden, daß vielleicht ein Zusammenhang mit dem Einbruch des über 6000 m tiefen Caymangrabens besteht.

Es wurde dann noch Môle St. Nicolas besucht, ein schöner natürlicher Hafen, der durch seine Lage an der kürzesten Route New York—Colon vielleicht noch zu einer Rolle berufen ist. Zurzeit ist er völlig bedeutungslos, während er in früheren Jahrhunderten durch Engländer und Franzosen schon einmal befestigt worden war. Reste einer gepflasterten Bergstraße fanden wir in der Nähe. Jetzt ist alles verfallen. Von Môle ging es auf anderen Routen quer durch die Halbinsel nach Anse Rouge zurück, so daß eine doppelte Routenaufnahme als Grundlage für die neue Karte vorliegt. Hier brachen unsere Tiere nach all den Anstrengungen völlig zusammen, und wir mußten das letzte Stück nach Gonaïves in einem offenen Segler zurücklegen.

Einer der Namen, den die Spanier bei der Entdeckung vorfanden und der später wieder aufgenommen wurde, war Aiti, gleich Gebirgsland, und Haïti ist zum überwiegenden Teil Gebirgsland. Das Gebirge ist aber der Höhe und den meist sanften Formen nach fast nur Mittelgebirge. Höhenzüge von 800—1000 m und Gipfel von 12—1500 m sind das Normale. Über 2000 m haben in der Republik Haïti, auf die sich unsere Ausführungen beschränken, nach der bisherigen Kenntnis nur die Hotteberge im Südwesten und das Sellegebirge südöstlich von Port au Prince an der Grenze gegen Domingo. Hier soll auch der höchste Punkt des Landes mit 2700 m liegen.

Um diese Tatsache festzustellen und die Lage des Berges und sein Gebiet zu untersuchen, brachen im Januar Herr W. Buch aus Port au Prince und ich dorthin auf. Wir gelangten über zahlreiche vorgelagerte Ketten auch schließlich an den Berg und an seinen Hängen bis zu den letzten Siedlungen in rund 1700 m Höhe, wurden dann aber an der völligen Besteigung durch die sich in großen Scharen zusammenfindenden Bergneger gehindert und mußten schließlich, da die Haltung sehr bedrohlich wurde, sogar in Nacht und Nebel umkehren. Die Neger haben die Sage, daß mit der Besteigung des höchsten Gebirges durch Weiße die Unabhängigkeit verloren geht; auch reicht der Einfluß der Regierung in Port au Prince nicht bis hierher. Immerhin wissen wir jetzt, wo der Berg liegt — ca. 15 km östlicher als auf der letzten 1908 veröffentlichten Karte von Poujol und Thomasset — und daß es tatsächlich der Kulminationspunkt ist. Nur möchte ich die Höhe geringer, höchstens 2500 m, annehmen.

Weiter westlich versuchten wir dann noch einmal in das Gebiet einzudringen, und es gelang uns auch die Wasserscheide des La Sellegebirges auf einem rund 1800 m hohen Paß zu erreichen. Er wird gelegentlich von den Negern als Übergang aus der Cul-de-Sac-Ebene nach Saltrou an der Südküste benutzt. Die Höhen bedeckte hier lichter Kiefernwald, darunter fand sich aber an den Hängen Feuchtwald mit besonders üppigen Baumfarnen. Die botanische Ausbeute ergab eine Anzahl unbekannter Arten, deren genaue Bestimmung zurzeit Prof. Urban-Berlin ausführt.

Die Gebirge Haïtis bestehen im wesentlichen aus jungen Kalken und Mergelkalken. Nur im Nordosten tritt mehrfach das Grundgebirge der alten Antillenkordillere mit Graniten, Syeniten und Tonschiefern zutage. Weiter — es ist schon darauf hingewiesen — hat ein Durchbruch jungvulkanischer Massen stattgefunden. In ihrer Nähe sind zum Teil die Erzvorkommnisse. Doch weiß man von den Bodenschätzen noch sehr wenig. Nicht viel mehr, als daß manches, wie Eisen, Silber, Kupfer, Mangan, Lignit, vorhanden ist.

Die Tiefebene sind meist Alluvionen der Flüsse und umfassen

noch nicht 3000 qkm, gleich ein Zehntel des Landes von der doppelten Größe Sachsens. Die Küstenebenen haben mittelmäßige Häfen, während dort, wo die Gebirge an die Küste treten, eine Zahl vortrefflicher Häfen zur Verfügung steht. Besonders zu erwähnen ist die Ebene von Port au Prince oder Cul-de-Sac, die einen 12—15 km breiten und 150 km langen Grabenbruch vorstellt. Er geht von der Bucht von Neyba in Santo Domingo in westlicher Richtung durch die ganze Insel bis Port au Prince und ist im unterseeischen Relief noch weiter zu verfolgen. Das Absinken erfolgte zum Teil bis unter das Meeresniveau. Die Oberfläche des Enriquillosees liegt rund 30 m unter dem Meerespiegel. Als Folgeerscheinungen der noch andauernden Senkung finden sich gelegentliche Erderschütterungen, unter Umständen von zerstörender Stärke. Solche Beben haben wir auch in den übrigen Teilen des Landes, besonders aber an den Bruchküsten. Pater Scherer in Port au Prince beschäftigt sich seit Jahren mit der seismischen Erforschung des Landes. Ebene ist schließlich auch das 12—1300 qkm große zentrale Becken. Es liegt aber 3—500 m hoch und ist ein gegen Ende des Tertiär mit Geröllen und Sanden ausgefülltes Becken, in das nach späterer Hebung jetzt die Bäche sich tief einschneiden. Die meist in Haïti vorhandene Waldbedeckung fehlt hier als Folge der Bodenverhältnisse. Lediglich an Bächen steht Galeriewald. Sonst herrscht die Grassteppe vor.

Eine überraschende Verschiedenheit zeigt nun, verursacht durch die starke Gliederung in den einzelnen Gegenden Haïtis, das Klima. Weniger allerdings in der Temperatur, die nur die normale Abnahme mit der Höhe aufweist. Nachts wird es bei starker Ausstrahlung ab 1000 m schon empfindlich kalt, so daß dem Neger die höheren Lagen scheinbar nicht mehr zusagen. Die Leute werden kleiner, häßlicher, im Charakter unangenehmer und leiden auch mehr unter Krankheit. Vielleicht spielt aber dabei auch stärkere Inzucht eine Rolle. An und für sich ist das Klima Haïtis für tropisches Gebiet sehr gesund. Die Niederschläge, die der Nordostpassat bringt, sind nun aber in ihrer Höhe, zum Teil auch in ihrem jahreszeitlichen Auftreten sehr verschieden. Gebiete, die im Jahre über 2000 mm empfangen, grenzen fast an praktisch regenlose. Im Durchschnitt dürften allerdings die für die Kulturen wichtigen Mittelgebirge 1000—1500 mm haben, die ganze Cul-de-Sac-Ebene z. B. aber weit unter diesem Betrag, und ebenso die Artibonitniederungen südlich von Gonaives.

So müssen wir verschieden geartete Gebiete im orographisch-klimatischen Sinne scharf unterscheiden, und den trockenen Ebenen und Mittelgebirgen die mit genügenden und mit hohen Niederschlägen sowie das Hochgebirge entgegenstellen.

Diese beiden Faktoren, Höhenverhältnisse und Niederschläge, erkennen wir dann auch in der Vegetation und der Produktion des Landes wieder.

Die heißfeuchten Niederungen mit tropischem Feuchtwald eignen sich besonders zum Anbau von Zuckerrohr, Kakao, Bananen. Mit Abnahme der Niederschläge wird der Wald lichter und einige der wichtigsten Nutzhölzer Haïtis, das Blauholz, das Gayacholz (Pockholz) stellen sich ein. Mit der Abnahme der Temperatur — also mit zunehmender Höhe — tritt der Kaffee, weniger der Mahagonibaum, stark hervor. Schließlich können wir auch die Pflanzen der gemäßigten Zone begrüßen, Gemüse, Früchte, wie Erdbeeren, und auf den Berghöhen die schönen Kiefern. In den Trockengebieten ist Anbau nur mit künstlicher Bewässerung möglich. Damit sind auch die Haupterzeugnisse Haïtis gegeben. Kaffee steht in der Ausfuhr vor Hölzern an erster Stelle und Frankreich ist der Hauptabnehmer. Baumwolle wird erst wenig in den trockeneren Ebenen, bei Gonaives z. B., und an der Südküste gewonnen. Die Viehzucht im zentralen Becken ist in der Gegenwart bedeutungslos. Die übrige Produktion, darunter besonders Zuckerrohr, aus dem man auch vorzüglichen Rum gewinnt, wird zur Hauptsache im Lande verbraucht oder liefert nur geringe Beiträge zur Ausfuhr. Immerhin ergibt sich, daß Haïti ein vielseitiges Land ist, das sich für die meisten tropischen Erzeugnisse eignet, in seinen Wäldern manche Nutzhölzer enthält, auch Bodenschätze birgt, kurz ein gut ausgestattetes und darum wertvolles Land ist.

Wie ist nun die Bevölkerung Haïtis, und was hat sie erreicht? Die Urbevölkerung, die die Spanier selbst wohl etwas hoch auf 3 Millionen schätzten, wurde in kaum 50 Jahren völlig vernichtet. Da die Spanier dann ihre Kolonie stark vernachlässigten, so konnten sich hier erst die Freibeuter — Seeräuber-gesellschaften aus Angehörigen aller Nationen — und schließlich in größerer Zahl die Franzosen festsetzen, die um 1690 Kolonien gründeten.

Mit großer Energie warf man sich auf den Plantagenbau, für den durch Negereinfuhr im großen das nötige Arbeitermaterial besorgt wurde. Es ist ein Beweis für die Gunst der Natur der Insel, daß die Franzosen ihren Anteil bald zu hoher Blüte brachten. In den letzten Jahren der französischen Herrschaft um 1790 war Haïti zweifellos eine der blühendsten Tropenkolonien der Welt. Hunderte Zuckerfabriken existierten, der größte Teil des Kaffees für den ganzen Weltverbrauch wurde hier gewonnen, und besonders auch der Indigo brachte Millionen alljährlich ins Land. Der Wert der Ausfuhr stieg auf das zehnbis fünfzehnfache der jetzigen (bei dem damaligen hohen Geldwert). Dabei wurde das Land nicht etwas ausgesogen, sondern ihm auch viel gegeben. Die Kulturen gingen bis hoch in die Berge hinauf. In den trockeneren Gebieten fanden sich umfangreiche Bewässerungsanlagen, so z. B. in der Cul-de-Sac das Bassin général, und gute Straßen durchzogen das Land. Die Franzosen waren natürlich stark in der Minderheit

Selbst zusammen mit ihren Mischlingen, den Mulatten, machten sie keine 10 % der Bevölkerung aus, die auf 600 000 geschätzt wurde. Alles andere waren Neger.

Unter Einfluß der französischen Revolution erhielt die Kolonie Selbstverwaltung, und nun kam eine ewige Folge von Aufständen der Neger einerseits, der Weißen und Farbigen andererseits gegeneinander und gegen Frankreich. Napoleon versuchte noch einmal die wichtige Kolonie zu halten und sandte 1802 ein Heer von 12 000 Mann mit 60 Kriegsschiffen. Bei mangelndem Nachschub wurde es aber allmählich aufgerieben. Schließlich siegten die Neger, töteten und vertrieben die Franzosen und erklärten sich endgültig unabhängig. Seit 1859 blieb Haïti, das gelegentlich auch Kaiser- oder Königreich war, Republik mit einem Präsidenten auf nominell sieben Jahre an der Spitze. Nicht immer währt es aber solange. Vom August 1912 an, als der tüchtige Leconte mit seinem Palast und 300 Mann in die Luft flog, hat man schon wieder den dritten.

Diese Zustände allein wirken schon auf die finanzielle und wirtschaftliche Lage des Staates höchst ungünstig ein, da jede Stetigkeit und oft auch die Sicherheit fehlt. Es haben aber auch die Neger, als sie sich unabhängig machten, große Werte und die Grundlagen der Blüte vernichtet. Die Zuckerfabriken, die Pflanzungen, für sie das Sinnbild der Sklaverei, wurden alle zerstört. Die Bewässerungsanlagen und die Straßen zerfielen. In Môle St. Nicolas wäre mit geringer Mühe die alte Wasserleitung instand zu setzen. Man zieht es jedoch vor, das Wasser auf Eseln 1—2 km weit herzuholen. Selbst in Port-au-Prince sind die Wasserverhältnisse seit langem völlig im argen; an anderen Städten ganz zu schweigen. Was an neuzeitlichen Einrichtungen geschaffen wird — von Fremden natürlich — wie Landungsbrücken, Licht- und Wasseranlagen, ist, vom Haïtianer verwaltet, bald in fürchterlichem Zustand.

Weiter gibt es keine einzige gute Straße im ganzen Lande. Die Wege sind nur Routen, und häufig ist der Weg nur das Bachbett. Auf der wichtigen Straße von Port au Prince und Leogane über das Gebirge an die Südküste nach Jacmel zählte ich einmal in vier Stunden über 100 Durchgänge durch das Wasser. Brücken sind auch selten und Vorsichtige vermeiden ihre Benutzung nach Möglichkeit. Dabei liegt ein großer Bruchteil der Bevölkerung ständig auf der Straße. Entfernungen kennt der Haïtianer nicht, und er läuft einen Tag weiter, wenn er für seine 30 bis 40 Pfund Kaffee einige Centimes mehr erhält. Falls er Stiefeln besitzt, trägt er sie dabei in der Hand oder auf dem Kopf, um sie nur für die Ortschaften anzuziehen. Ein großer Bruchteil der wirtschaftlichen Kraft geht so auf den Wegen verloren. Die absolute Straßenlosigkeit macht auch eine Eroberung des Landes unmöglich. Da ist es interessant, daß zu der bisher bestehenden